

Hermann Hesse Traum- geschenk

Betrachtungen, Tagebücher,
Erzählungen und Gedichte
über das Träumen

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 2462

Den Träumen hat Hermann Hesse zeitlebens eine besondere Aufmerksamkeit zugewandt und ihre »nächtlichen Spiele« von seinem ersten Prosabuch *Eine Stunde hinter Mitternacht* (1899) bis zu seinen späten Betrachtungen sowohl mit artistischem wie auch psychologischem Interesse verfolgt. Als Dichter fand er im Traum »jene von der Logik entbundene Welt der Assoziationen und Symbole, aus welchen einst Sagen und Märchen entstanden sind«. Nirgendwo sonst als an der verborgenen Quelle des Traumbrunnens schien ihm die Sprache der Seele deutlicher vernehmbar. Deshalb ließ er sich immer wieder auf das Abenteuer ein, sie in das Wachbewußtsein zu übersetzen. Nicht von ungefähr hat Hesse auch Traumtagebücher geführt, deren umfangreichstes und interessantestes hier erstmals veröffentlicht wird. Es stammt aus dem Ersten Weltkrieg, einer folgenreichen Lebenskrise, die ihn dazu nötigte, als erster deutscher Dichter die Psychoanalyse zu erproben. Der vorliegende Band setzt ein mit grundsätzlichen Betrachtungen über das Träumen, gefolgt von authentischen Träumen aus Hesses Notiz- und Tagebüchern sowie einigen fiktionalen Traumdichtungen aus seinen Märchen und Erzählungen. Eine Auswahl von Gedichten schließt diesen Themenband ab, der somit aus den verschiedensten Blickwinkeln zeigt, was der Traum – über seine psychohygienische Funktion hinaus – für einen Künstler an kreativen Impulsen enthalten kann.

»Der Traum ist das Loch, durch das du den Inhalt deiner Seele siehst, und dieser Inhalt ist die Welt, die ganze Welt, von deiner Geburt bis heute, von Homer bis Heinrich Mann, von Japan bis Gibraltar, vom Sirius bis zur Erde, vom Rotkäppchen bis zu Bergson« ... »Ich halte viel von poetischen Träumen und halte den Kosmopolitismus, den Gedanken, Europa als ideale Zukunftseinheit könne eine Vorstufe zu einer geeinigten Menschheit werden, durchaus nicht für den holden Traum einiger schöner Geister wie Goethe, Herder, Schiller, sondern für ein seelisches Erlebnis, also das Realste, was es geben kann.«

Hermann Hesse

Hermann Hesse, am 2. Juli 1877 in Calw/Württemberg als Sohn eines baltendeutschen Missionars und der Tochter eines schwäbischen Indologen geboren, 1946 ausgezeichnet mit dem Nobelpreis für Literatur, starb am 9. August 1962 in Montagnola bei Lugano.

Hermann Hesse

Traumgeschenk

Betrachtungen, Tagebücher,
Erzählungen und Gedichte
über das Träumen

Herausgegeben von
Volker Michels

Suhrkamp

3. Auflage 2016

Erste Auflage 1996

suhrkamp taschenbuch 2462

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1996

Quellennachweise am Schluß des Bandes

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-38962-1

Inhalt

Betrachtungen

Traumtheater	9
Traumgeschenk	15
Des Deutenwollens müde...	20
Schreiben und Schriften	23

Tagebücher

Aus meinem Traumbuch	33
Singapur-Traum	38
Der Traum von den Göttern	44
»Möglichst vorurteilslos nur die Erlebnisse der Seele notieren«	49
Traum am Feierabend	224
Ein Stück Tagebuch	228
Ein Traum	234
Ein Tagebuchblatt	237

Traumdichtungen

Der Inseltraum	241
Der schöne Traum	257
Der Traum des Missionars	262
Flötentraum	267
Der schwere Weg	274
Eine Traumfolge	279
Pistorius antwortet Sinclair	290
Traum von einer Audienz bei Goethe	294
Mit Mozart im magischen Theater	299

Gedichte

Eine Stunde hinter Mitternacht 305, Elisabeth 305, Mon rêve familier 306, Traum 306, Landstreicherherberge 307, Venezianisches Gondelgespräch 308, Inspiration 308, Traum von der Mutter 310, Mittag im September 310, Wohl lieb ich die finstre Nacht 311, Wir leben hin 311, Nacht 312, Traum 312, Schlaflosigkeit 313, Vergiß es nicht 314, Beim Schlafengehen 315, Adagio 316, Jeden Abend 316, Zusammenhang 317, Frühlingsnacht 317, Neues Erleben 318, Die Nacht 319, Verlorenheit 321, Erwachen in der Nacht 321, Die Welt unser Traum 322, Verzückung 323, Traum von dir 324, Paradies-Traum 324, Doch heimlich dürsten wir 325, Ein Traum 326, Wache Nacht 329, Träumerei am Abend 329, Ein Traum 330, Einst vor tausend Jahren 331

Volker Michels: Die Stimmen der Seele im Traum. Traumbilder und Traumbewußtsein bei Hermann Hesse 333

Quellennachweise 360

Betrachtungen

Traumtheater

Jahrzehnte schon sind vergangen, seit ich eine gewisse Übung in der Kunst besaß, meiner nächtlichen Träume mich zu erinnern, sie nachdenklich zu reproduzieren, zuzeiten sogar aufzuschreiben, und sie nach den damals erlernten Methoden um ihren Sinn zu befragen oder doch ihnen so weit nachzuspüren und zu lauschen, daß etwas wie Mahnung und Instinktschärfung sich daraus ergab, Warnung oder Ermutigung je nachdem, jedenfalls aber eine größere Vertrautheit mit den Traumbezirken, ein besserer Austausch zwischen Bewußtsein und Unbewußtem, als man durchschnittlich besitzt. Das Kennenlernen einiger psychoanalytischer Bücher und der praktischen Psychoanalyse selbst, das ich erlebt hatte, war mehr als nur eine Sensation gewesen, es war eine Begegnung mit wirklichen Mächten.

Aber wie es auch der intensivsten Bemühung um Wissen, der genialsten und packendsten Belehrung durch Mensch oder durch Bücher ergeht, so erging es mit den Jahren auch dieser Begegnung mit der Welt des Traumes und des Unbewußten: das Leben ging weiter, es stellte neue und immer neue Forderungen und Fragen, das Erschütternde und Sensationelle jener ersten Begegnung verlor an Neuheit und an Anspruch auf Hingabe, das Ganze des analytischen Erlebnisses konnte nicht als Selbstzweck weiter und weiter gepflegt werden, es wurde eingereiht, wurde teilweise vergessen oder doch durch neue Ansprüche des Lebens übertönt, ohne doch seine stille Wirksamkeit und Kraft je ganz zu verlieren, so wie etwa im Leben eines jungen Menschen die erste Lektüre von Hölderlin, Goethe, Nietzsche, das erste Kennenlernen des anderen Geschlechtes, das erste Bewegtwerden durch soziale und politische Mahnungen und Ansprüche einmal Vergangenheit wird und mit anderem Gut an Erlebnis koordiniert werden muß.

Seither bin ich alt geworden, ohne daß die Fähigkeit, mich durch Träume ansprechen und zuweilen sanft belehren oder führen zu lassen, mich je wieder völlig verlassen hätte, aber auch ohne daß das Traumleben je wieder jene aktuelle Dringlichkeit und Wichtigkeit gewann, die es einst eine Weile gehabt hatte. Seither wechseln bei mir Zeiten, in denen ich mich meiner Träume erin-

nere, mit solchen, in denen ich sie am Morgen spurlos vergessen habe. Immer wieder aber überraschen mich die Träume, und zwar die Träume anderer nicht weniger als meine eigenen, durch die Unermüdlichkeit und Unerschöpflichkeit ihrer schöpferischen Spielphantasie, durch ihre so kindliche wie geistreiche Kombinatorik, durch ihren oft hinreißenden Humor.

Ein gewisses Vertrautsein mit der Traumwelt und vieles Nachdenken über die künstlerische Seite der Traumkunst (die bisher von der Psychoanalyse, wie die Kunst überhaupt, noch nicht annähernd verstanden oder auch nur bemerkt worden ist) hat mich auch als Künstler beeinflußt. Ich habe das Spielerische in der Kunst immer gern gehabt und habe schon als Knabe und Jüngling häufig und mit großem Vergnügen, meistens nur für mich allein, eine Art von surrealistischer Dichtung betrieben, tue das auch heute noch, zum Beispiel in schlaflosen Morgenstunden, freilich ohne diese seifenblasenartigen Gebilde aufzuschreiben. Und bei diesen Spielen, und beim Nachdenken über die naiven Kunstgriffe des Traumes und die unnaiven der surrealistischen Kunst, deren Genuß und deren Ausübung so viel Vergnügen macht und so wenig Anstrengung fordert, ist mir auch klar geworden, warum ich als Dichter auf die Ausübung dieser Art von Kunst verzichten müsse. Ich erlaube sie mir mit gutem Gewissen in der privaten Sphäre, ich habe Tausende von surrealistischen Versen und Sprüchen in meinem Leben gemacht und tue das noch immer, aber die Art von künstlerischer Moral und Verantwortlichkeit, zu der ich mit den Jahren gekommen bin, würde mir heute nicht mehr erlauben, diese Produktionsweise aus dem Privaten und Unverantwortlichen auf meine ernstgemeinte Produktion anzuwenden.

Nun, diese Raisonsnements können hier nicht ausgesponnen werden. Wenn ich mich heut einmal wieder mit der Traumwelt befasse, so geschieht es nicht mit Absichten und gedanklichen Zielen, sondern wurde einfach dadurch angeregt, daß mir innerhalb ganz weniger Tage mehrere eigentümliche Träume begegnet sind.

Den ersten Traum hatte ich nachts nach einem schlechten Tag mit Schmerzen und großer Müdigkeit. Mit stark bedrücktem und entwertetem Lebensgefühl und von Gliederschmerzen im Liegen behindert, lag ich und schlief, und in diesem schlechten, unfrohen Schlaf träumte ich genau das, was ich in der Wirklichkeit tat, ich

träumte, daß ich im Bett liege und schwer und schlecht schlafe, nur war es an einem unbekannten Ort in einem fremden Zimmer und Bett. Ich träumte weiter, daß ich in dem fremden Zimmer aus meinem Schlaf erwache, langsam, widerwillig und müde erwache, und daß ich lange brauche, um durch die Schleier der Müdigkeit und des Schwindelgefühls hindurch mir der Situation bewußt zu werden. Langsam rang und wälzte sich mein Bewußtsein empor, langsam und ungern gab ich zu, daß ich nun wach sei, leider, nach einem unechten, mühsamen, wertlosen Schlaf, der mich mehr angestrengt als gestärkt habe.

Nun also war ich (im Traum) wachgeworden, öffnete langsam die Augen, stützte mich langsam auf meinem eingeschlafenen und gefühllos gewordenen Arm ein wenig in die Höhe, sah durch das fremde Fenster graues Tageslicht fallen, und plötzlich gab es mir einen Ruck, es durchfuhr mich ein Unbehagen und etwas wie Angst oder schlechtes Gewissen, und ich griff hastig nach der Taschenuhr, um nach der Zeit zu sehen. Richtig, hole es der Teufel, es war zehn Uhr vorbei, schon beinah halb elf, und ich war ja doch seit Monaten Schüler oder Gast in einem Gymnasium, wo ich fleißig und heldenhaft ein altes Versäumnis gutmachen und die letzten Klassen nachholen wollte. Mein Gott, und nun war es halb elf, und seit acht Uhr hätte ich in der Schule sitzen sollen, und wenn ich auch dem Rektor, wie schon neulich einmal, mein Versagen mit den zunehmenden Altersbehinderungen erklären konnte, ja seines Verstehens im voraus gewiß war, so hatte ich eben doch diesen Vormittag versäumt und war nicht einmal sicher, ob ich nachmittags wohl genug sein werde, in die Schule zu gehen, und inzwischen ging dort der Unterricht weiter, und mein Mitkommen in der Klasse wurde zweifelhafter und zweifelhafter, und jetzt würde sich ja wohl auch plötzlich einmal irgendeine erschreckende Erklärung für die Tatsache einstellen, daß ich zu meiner Beunruhigung in diesen paar Monaten seit meinem Wiedereintritt ins Gymnasium noch keine einzige griechische Lektion gehabt und in meiner schweren Schulmappe, die oft so mühsam zu tragen war, noch nie eine griechische Grammatik hatte finden können. Ach, vielleicht war es nichts mit meinem edlen Entschluß, meine versäumten Pflichten gegen die Welt und die Schule nachzuholen und doch noch etwas Rechtes zu werden, und vielleicht war der Rektor, der mich dort immer so verständnisvoll behandelte, längst und schon von Anfang an von der Verstiegtheit

meines Unternehmens überzeugt, auch kannte er mich ja einigermaßen aus einigen meiner Bücher. Sollte ich am Ende lieber die Uhr wieder hinlegen, die Augen wieder zumachen und den Vormittag vollends im Bett bleiben, und vielleicht auch gleich den Nachmittag, und damit zugeben, daß ich mich auf etwas Unmögliches eingelassen hatte? Auf jeden Fall: für den Vormittag hatte es keinen Sinn mehr, sich aufzuraffen; er war vertan. Und kaum hatte ich in der fremden Stube im fremden Bett diese Gedanken gedacht, so erwachte ich wirklich, sah einen dünnen Strahl Licht vom Fenster kommen, und fand mich im eigenen Zimmer und eigenen Bett, wußte unten das Frühstück und die viele Briefpost warten, und erhob mich unlustig, von diesem Schlaf und diesem Traum in keiner Weise gestärkt, aber doch erstaunt und ein klein wenig zum Mitlachen geneigt über diesen Künstler von Traum, der mich so vor den Spiegel gestellt und dabei von den Tricks der Surrealistik so sparsamen Gebrauch gemacht hatte.

Kaum hatte ich, einen Tag später, diesen so realistischen und so wenig dichterischen, so wenig märchenhaften Traum wieder untersinken lassen und beinah vergessen, da sprach schon wieder ein Traum mich an, diesmal ein poetischer und lustiger, und nicht ich selbst hatte ihn geträumt, sondern eine unbekannte Frau, eine Leserin meiner Bücher irgendwo in einem norddeutschen Städtchen, teilte ihn mir mit. Schon vor etwa zwölf Jahren habe sie diesen Traum gehabt, ihn aber nie vergessen, und jetzt erst sei ihr der Einfall gekommen, mir ihn mitzuteilen. Ich zitiere nun den Brief selbst wörtlich:

»Ich fand mich in Däumlingsgröße auf einem großen Gartenhut, den Sie trugen. Sie pflanzten Sträucher, und ich wußte, daß Sie Erde mit Wasser rührten und kneteten. Sehen konnte ich es nicht, die breite Hutkrempe verhinderte das. Vor meinen Augen lag eine wunderbare Terrassenlandschaft. Ich lief ein wenig ängstlich wie auf einer schwankenden Kettenbrücke nach hinten, um nicht abzurutschen, wenn Sie sich bückten. Auch mußte ich von Zeit zu Zeit mich unter der seitlichen Bandschlaufe bergen, wenn eine Ihrer Hände bedrohlich zugriff, um den Hut auf dem Kopf festzupressen. Es machte mir großen Spaß, daß Sie von meiner Gegenwart nichts ahnten. Die Freude erhöhte sich, als herrlicher Vogelsang ertönte. Ich sah den Feuervogel im dunklen Laub eines Baumes aufglühen und sagte leise zu mir: ›Wenn H. Hesse wüßte, daß der Feuervogel es ist, der singt! Er denkt, es sei der Papageno.«

Irgendwie tröstete mich das Ganze: die Landschaft, mein Zwergendasein auf dem großen Hut, der Vogelgesang, Ihre Gartenarbeit und auch Ihr Irrtum über den Feuervogel.«

Das war nun wirklich ein hübscher, ein schöner und auch spaßiger Traum. Und da es ein fremder war, spürte ich keinen Trieb, ihn zu verstehen und zu deuten. Ich hatte nur mein Vergnügen an ihm, dachte aber immerhin: Weiß Gott, ob es nicht doch der Papageno war!

Als hätte dieser Traum einer Unbekannten, der, von mir aus gesehen, so viel hübscher und harmloser war als meine eigenen, mein Traumvermögen angeregt oder ehrgeizig gemacht, brachte ich gleich darauf selbst wieder einen Traum zustande, diesmal einen zwar nicht eigentlich schönen oder witzigen, aber einen recht phantastischen.

Ich befand mich mit anderen Leuten in einem der oberen Stockwerke eines großen Hauses und wußte, daß es ein Theater sei und daß darin der »Steppenwolf« aufgeführt werde, aus dem irgend jemand ein Theaterstück oder eine Oper gemacht habe. Offenbar war es die Erstaufführung, und ich war dazu eingeladen; auch waren die Vorgänge auf der Bühne mir teilweise bekannt, sehen und hören aber konnte ich nichts von ihnen, ich saß in einer Art Nische, ähnlich etwa, als säße ich auf der Empore einer Kirche hinter der Orgel verborgen. Es waren noch manche solche Nischen da, der eigentliche Theatersaal schien von ihnen wie von einer Laube umgeben, und hie und da stand ich auf und ging auf die Suche nach einem Platz, von dem aus man das Theater sehen könnte, aber ein solcher Ort war nicht zu finden, wir saßen so herumetwa wie Leute, die zu einer Aufführung zu spät gekommen sind und nur wissen, daß hinter der Wand das Theater stattfindet. Ich wußte aber, daß jetzt jene Szenen des Stückes kamen, aus denen die Bearbeiter und Regisseure mit großem Aufwand von Musik sowohl wie von Dekoration und Beleuchtung etwas gemacht hatten, was ich mit Ekel »großes Theater« nannte und gern verhindert hätte. Ich fing an unruhig zu werden. Da kam Dr. Korrodi lächelnd auf mich zu und sagte: »Sie können ruhig sein, da braucht man keine leeren Häuser zu fürchten.« Ich sagte: »Schon recht, aber dieses große Theatergetue versaut mir den ganzen dritten Akt.«

Weiter wurde nichts gesprochen. Ich hatte allmählich entdeckt, daß die unübersichtliche und rätselhafte Architektur, die mich

vom eigentlichen Theater trennte, eine Orgel war, und setzte mich wieder in Bewegung, um sie zu umgehen und vielleicht doch noch einen Zugang zum Zuschauerraum zu entdecken. Das gelang nun nicht, aber auf der andern Seite des Orgelbaues, der aber auch sehr an eine Bibliothek erinnerte, kam ich zu einem Gerüste, einer Maschine, einem Apparat, der einigermaßen einem Fahrrad glich, wenigstens hatte er zwei gleich große Räder und über ihnen etwas wie einen Sattel, und sofort war die Sache mir klar: Wenn man da oben auf dem Sattel saß und die Räder in Schwung brachte, dann konnte man durch eine Art von Röhre die Vorgänge auf der Bühne sowohl sehen wie hören.

Das war eine Lösung, und es wurde mir wohler. Mehr an Lösung und Befriedigung aber brachte der Traum nicht zustande, es genügte ihm, diese geniale Maschine erfunden zu haben, und es machte ihm Spaß, mich vor ihr stehen zu lassen. Denn diesen ziemlich hochgelegenen Sattel, über die Räder hinweg, zu erreichen, schien gar nicht einfach, höchstens für junge Leute, die ohnehin Radfahrer waren. Auch war der Sattel niemals leer, es saß immer, wenn ich mich zum Ersteigen anschicken wollte, schon irgendein anderer droben. Und so stand ich, starrte auf den Sattel und auf die wunderbare Röhre, durch deren engen Schacht man sowohl sehen wie hören konnte, was im Theater vor sich ging, wo die Fachleute inzwischen den dritten Akt versauten. Ich war nicht aufgeregt und auch nicht eigentlich traurig, aber ich kam mir doch gefoppt und um irgend etwas betrogen vor, und hätte, obgleich die Dramatisierung des Steppenwolfes durchaus gegen meinen Geschmack war, etwas darum gegeben, ins Theater selbst zu gelangen oder doch wenigstens auf den Sattel über der wunder-tätigen Röhre. Es ist jedoch nicht dazu gekommen.

(1948)

Traumgeschenk

In einer Zeit und Zivilisation, welche zwar für jede medizinische, psychologische oder soziologische Sondererscheinung eine spezielle Wissenschaft, Sprache und Literatur ausgebildet hat, eine Anthropologie aber, eine Kunde vom Menschen, überhaupt nicht mehr besitzt, können einem gelegentlich alle menschlichen Erlebnisse und Fähigkeiten zu unlösbaren Problemen und erstaunlichen Merkwürdigkeiten werden, manchmal zu faszinierenden, entzückenden, begeisternden, manchmal zu erschreckenden, bedrohenden und düsteren. Das zersplitterte, nicht mehr ganze und heile, sondern in tausend Spezialitäten und willkürlich gewonnene Ausschnitte zerlegte Menschenwesen kann uns dann, wie mikrotomische Präparate im Mikroskop, in eine Welt von Bildern zerfallen, deren viele an Menschliches, Tierisches, Pflanzliches, Mineralogisches erinnern, deren Formen- und Farbensprache scheinbar unbegrenzt über alle Elemente und Möglichkeiten verfügt, welchen ein gemeinsamer, zusammenhaltender Sinn fehlt, deren einzelne Bildsplitterchen aber absichtslose, zauberhafte, urweltlich schöpferische Schönheit haben können. Es ist ja auch diese Schönheit, dieser Zauber des Zerstückelten und aus dem Ganzen und Wirklichen Erlösten, welche die Maler seit einigen Jahrzehnten so heftig anzieht und vielen ihrer des Sinnes entbehrenden Bildern eine so reizvolle Traurigkeit des Nichtseienden, eine so flüchtige und seelenbetörende Schönheit verleihen kann, daß man zuweilen in ihnen wieder ein Ganzes und Echtes dargestellt zu finden meint: nicht mehr die Einheit und Beständigkeit der Welt nämlich, sondern die Einheit und Ewigkeit des Todes, des Hinwelkens, der Vergänglichkeit.

So wie diese Maler arbeiten, die das Ganze zerstückeln, das Feste auflösen, die Formelemente durcheinander schütteln und zu neuen, verantwortungslosen, aber oft wunderbar reizvollen Kombinationen umbauen, so arbeitet unsre Seele im Traum, und es ist kein Zufall, daß zu den neuen Menschentypen unserer Zeit, die es vordem nicht gab, auch der Typus des Menschen hinzugekommen ist, der nicht mehr lebt, nicht mehr tut, nicht mehr verantwortet, handelt und verfügt, sondern träumt. Er träumt des Nachts, und oft auch bei Tage, und hat sich angewöhnt, seine Träume aufzuschreiben, und da das Aufschreiben eines Traumes

das Vielfache an Zeit erfordert als das Träumen selbst, sind diese Traumliteraten nun ihr ganzes Leben lang überbeschäftigt; niemals kommen sie zu Rande, niemals können sie auch nur halb soviel aufschreiben, wie sie träumen, und wie sie zwischen Träumen und Aufschreiben doch immer einmal wieder dazu kommen, eine Mahlzeit einzunehmen oder sich einen Knopf anzunähen, ist beinah ein Wunder. Diese Traumliteraten oder Berufsträumer haben einen Teil, einen in gesunden Zeiten kleinen Teil des Lebens, eine Nebenfunktion des Schlafens, zur Hauptsache, zum Mittelpunkt und Beruf ihres Lebens gemacht. Wir wollen sie darin weder stören noch verlachen, obwohl wir gelegentlich lächeln oder die Achseln zucken, wir finden zwar das Tun dieser Menschen unfruchtbar, aber wir finden es auch harmlos und unschuldig, egoistisch zwar, aber auf eine kindliche Art, ein klein wenig verrückt zwar, so wie auch jene wirklichkeitslosen Maler, so wie auch wir selber und die gesamte heutige Welt ein wenig verrückt sind, aber nicht auf böse und gefährliche Art. Der Mann, der einmal entdeckt hat, wie gut ein Glas Wein schmeckt, kann unter Umständen zum Trinker werden, indem er das Glas Wein zum Sinn und Mittelpunkt seines Lebens macht, oder der Mann, der einmal entdeckt hat, wie gesund und erfrischend rohe Gemüse schmecken können, kann unter Umständen darüber zum Berufs-Rohkostler und Gesundheitsfanatiker werden; auch dies sind verhältnismäßig harmlose Spezialitäten der Verrücktheit, und sie beweisen nichts gegen die Güte des Weines und gegen die Bekömmlichkeit der Salate. Das Richtige, so scheint uns, wäre, sowohl dem Glase Wein wie dem rohen Gemüse je und je seine Anerkennung darzubringen, sie aber nicht zur Achse werden zu lassen, um die sich unser Leben dreht.

So ist es auch mit dem Träumen und Traumbetrachten. Wir glauben nicht, daß es sich nach Gottes Willen wirklich zum Beruf und zur beherrschenden Hauptsache im Menschenleben eigne, aber wir konnten des öfteren entdecken, daß ein Zuwenig an Träumen und an Aufmerksamkeit für unsre Träume auch nicht das richtige sei. Nein, je und je müssen und wollen wir uns über diesen holden Abgrund beugen und ein wenig in seine Geheimnisse staunen, in seinen zerstückten Bilderfolgen Hinweise auf das Ganze und Wirkliche entdecken und uns beschenken lassen von den oft unsäglichen Schönheiten seiner Phantome.

Dieser Tage war ich im Traum im Tessin, in einem etwas fremden,

überhöhten, übersteigerten Tessin, und ich ging mit einem Begleiter durch eine unbekannte Vorstadt, wo zwischen Mauern, Zäunen und Neubauten die Berge hereinsahen. Unter den Gebäuden war eines, das »Neue Mühle« hieß, es war sehr viele Stockwerke hoch und hellrot bemalt, und hatte trotz dem Unproportionierten und allzu Kolossalischen einen eigentümlichen Reiz, ich mußte es immer wieder ansehen. Doch waren wir nicht müßig, sondern gingen recht eifrig, ich glaube, wir mußten auf einen Zug, trugen Gepäck und waren, des Weges unkundig, in einer gewissen Hast und Unruhe. Wer mein Begleiter war, ist ungewiß, aber auf jeden Fall war es ein sehr naher Freund und Vertrauter, einer der zu mir und meinem Leben gehörte. Wir kamen an ein Mäuerchen, hinter dem in kleinem Abstände alte verwahrloste Häuser standen, und ich verließ die Straße, stieg über das ganze niedrige Mäuerchen mit einem großen Schritt hinweg und ging dort weiter, obwohl ich genau zu wissen glaubte, daß hier kein Weg sei, daß wir hier sehr bald in Höfen, Gärtchen und andern privaten Räumen steckenbleiben und als Eindringlinge Verdruß haben würden. Es kam indessen nichts dergleichen, wir kamen ungehemmt vorwärts, immer in dieser etwas gehetzten Unruhe, neben und hinter uns gingen auch andre Leute, und von ferne sah ich auf dieser Straße, die keine war, unter andern Gestalten auch einen alten Freund von mir kommen, er war ganz unverändert und in den vielen Jahren, die wir uns nicht mehr gesehen hatten, scheinbar um nichts älter geworden. Es war mir aber, weil wir Eile hatten und auch aus anderen, unklaren Gründen, nicht lieb, ihn zu begrüßen, ich blickte beiseite und tat fremd, und siehe, er ging an uns vorbei, oder vielmehr er verschwand schon, ehe er uns erreicht hatte, als errate er meinen Wunsch und komme ihm entgegen.

Nun tat sich zwischen den Häusern zu unsrer Rechten ein Ausblick auf, und seinetwegen habe ich diesen Traum nicht vergessen und Lust bekommen, eine Erinnerung an ihn aufzuzeichnen. Es eröffnete sich ein Ausblick auf eine weite, von uns weg sachte bis zu großer Höhe ansteigende Landschaft. »Siehst du's denn nicht?« rief ich meinem Kameraden zu, ohne aber stehenzubleiben, »so sieh doch, sieh, das ist ja unerhört schön!« Der Freund blickte hinüber, blieb aber gelassen und gab keine Antwort. Mir jedoch sprach diese Landschaft zu allen Sinnen und zur ganzen Seele, sie drang in mich ein, ich trank sie und nahm sie mit mir wie

ein großes Geschenk, eine seltsame Wunscherfüllung. Und zwar war es das Eigentümliche dieser schönen Landschaft, daß sie zugleich Wirklichkeit und Kunst, zugleich Landschaft und gemaltes Bild war. Sie stieg bergan, in ihrer Mitte auf einem Vorberg stand eine Kirche, Dörfer hier und dort, hinten rosig leuchtende Berggrate, am Hang unterhalb der Kirche zwei kleine Kornfelder, und diese Kornfelder vor allem waren es, an denen ich das Ganze als nicht nur schön, sondern auch als gemalt und gewollt empfand und erkannte, sie waren teils mit Neapelgelb, teils mit einer Mischung von Englischrot und viel Weiß gemalt. Es fehlten alle kalten und kühlen Farben, alles blieb innerhalb der Skala von Rot und Gelb.

Neben uns auf der Straße ging ein junger Mann, ein Franzose oder Welschschweizer, mit seiner Frau. Als ich meinen Begleiter so entzückt und eifrig auf den Durchblick aufmerksam machte, lächelte der Welsche mir freundlich-listig zu und sagte: »Ja, nicht wahr, nichts Kühles, lauter warme Farben; so etwa würde Cézanne sagen.« Ich nickte ihm glücklich zu, und es lag mir schon auf der Zunge, ihm die Farben des Bildes wie einem Kollegen aufzuzählen: Ocker, Neapelgelb, Englischrot, Weiß, ganz heller Krapplack und so weiter, doch schien mir das dann doch allzu intim oder kollegial, und ich unterließ es, aber ich lachte ihn an und freute mich, daß da noch einer war, der genau das gleiche sehe und das gleiche dabei empfinde und denke wie ich.

Aus dem Traume, der noch weiterging und völlig neue Szenen brachte, habe ich das Bild dieser warmen Zauberlandschaft aufbewahrt und trage es als Geschenk des Traumgottes in mir. Ihre Farben waren die Lieblingsfarben meiner Palette gewesen, als ich noch zuweilen mich als Maler-Dilettanten betätigte, sie hatten auch auf der Palette meines Freundes, des Malers Louis, eine Zeitlang dominiert. Und nun ist es wunderbar und ein wenig schade: wenn ich die im Traum gesehene ideale Landschaft, die so erregend schön, so wunderbar beglückend strahlte, mir nun im Wachen wieder aufbaue, ihre neapelgelben Kornfeldchen, die rötlich ragende Bergkirche, das ganze Spiel von warmen, gelben und rötlichen Tönen, die ganze märchenhafte und festliche Musik ihrer Palette: dann ist diese Landschaft zwar noch immer leuchtend, warm und schön, aber ein klein wenig allzu schön, ein klein wenig allzu rosig, ein klein wenig allzu harmonisch, ein klein wenig allzu nah am Süßen, ja am Kitschigen.

Und nun habe ich Mühe, mir das Geschenk unverdorben zu bewahren, es vor Skepsis und Kritik zu schützen, mich seiner Schönheit, die mich eine Traumsekunde lang so innig beglückte, auch weiterhin in der Erinnerung rein zu freuen. Sie ist mir nach dem Erwachen und beim Versuch, sie mir wieder genau vorzustellen, ein wenig zu schön, ein bißchen zu hübsch, ein bißchen zu ideal erschienen, und diese heimliche Kritik will sich nicht wieder zum Schweigen bringen lassen, oder doch nur für Augenblicke. Und war nicht in dem so sehr verständnisvollen Lächeln des welschen Kollegen, in seinem Wort über die Landschaft, das er unnötigerweise dem alten Cézanne in den Mund legte – war nicht in diesem sympathischen und kollegialen Lächeln des Künstlers oder Kenners, des Eingeweihten, auch etwas Listiges und Augurenhaftes gewesen?

(1946)